

Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1918.

Von Justus Schoenthal.

(Fortsetzung.)

Der Trunkenbold aber verabreichte ihm unter einer Flut von unflätig-rohen Schimpfworten einen Tritt, daß er zu Füßen der Dame hinstürzte. Sie hob den Knaben sanft auf, streichelte ihm die Wange und sagte begütigend gleichfalls in deutscher Sprache:

„Weine nicht, Kleiner, er muß dir schon deine Weige wiedergeben!“

Und sie trat auf den Räuber zu und herrschte ihn an: „Augenblicklich geben Sie dem Kinde sein Eigentum zurück!“

Sei es nun, daß der Bursche den vorher gesprochenen deutschen Satz gehört hatte, — sei es, daß er über die scharfen Worte in Wallung geriet, er ließte etwa Unverständliches, holte mit dem Instrument weit aus und versetzte der Viscountess einen so fürchterlichen Schlag über den Kopf, daß sie blutüberströmt zusammenbrach und die Weige in Scherben ging.

Bewußtlos wurde sie heimgeschafft und die Ärzte stellten außer dem Verluste des rechten Auges eine nicht unbedeutende Schädelverletzung fest.

Marianne sandte sogleich an ihren Schwager im Felde eine dringende Depesche. Der Viscount erbat und erhielt auch kurzen Urlaub.

„Und vorgestern“, schloß Edith ihre Erzählung, „in aller Morgenfrühe ist er hier eingetroffen. Er ist, obgleich er aus der Zone des Blutes und des Todes kommt, wie sich von selbst versteht, recht bestürzt und niedergeschlagen.“

Auf Longford hatte die Erzählung erst gegen den Schluß zu Eindru ck gemacht. Er war tief erschüttert. Eine namenlose Wut packte ihn und er hatte Mühe, seine Erregung zu meistern. Er schob den Sessel zurück und ballte ingrimmig die Hände. Endlich preßte er die Frage hervor:

„Und mit welchen Strafen hat die Regierung das Benehmen des Böbels, vor allem das Verhalten des Konstablers, der seine Pflicht durch Duldung des entsetzlichen Verbrechens verlehrt, geahndet?“

Der alte Herr schüttelte verwundert das Haupt.

„Man merkt, junger Freund, daß Sie die englischen Zustände nicht kennen. Man macht sich anscheinend drüben in Amerika nicht immer ein zutreffendes Bild von uns. Unsere Regierung tut grundsätzlich nur, was zweckmäßig ist. Uebrigens wäre das auch Sache der Gerichte wohl eher gewesen. Was wollen Sie? Eine Stunde nach dem Vorfall marschierten zwei Kompagnien Territorialmilitz auf und sperrten den Platz ab; am selben Nachmittag gab das Präsidium noch an alle Zeitungen die Weisung hinaus, es dürfe über die Ereignisse in Whitechapel nur berichtet werden, daß Ausschreitungen vorgekommen seien infolge

der plötzlich erwachten Erbitterung gegen die Deutschen, die freilich nur zu sehr begreiflich sei, und so weiter und so weiter, die Regierung habe aber mit der üblichen „eisernen Faust“ eingegriffen. Schluß!“

„Und weiter geschah nichts?“ forschte Longford. „Hat man denn nicht wenigstens eine Untersuchung gegen die Uebelthäter eingeleitet und die geplünderten Deutschen entschädigt?“

„Und einer solchen Torheit — der Lord verbarg sein Befremden nicht — halten sie im Ernste unsere Regierung für fähig?“

„Torheit?“ — Der Offizier glaubte nicht recht zu hören.

„Aber freilich! Ich bin gewiß nicht der Freund der gegenwärtigen Regierung. . . Allein, einen himmelschreitenden Wahnsinn vermöchte ich mir kaum auszudenken. Ich bitte Sie: Was kann es uns denn kümmern, ob die Deutschen in Whitechapel massakriert und ihrer Siebensachen beraubt werden? Man hat die Leute einfach einem Konzentrationslager zugeführt. . . leider viel zu spät. — Und die Uebelthäter bestraft? Aber weshalb denn? Erstens, wird man sie niemals auffinden, und wenn auch. . . sollen wir vielleicht durch eine Gerichtsverhandlung unsere Schande offenbar werden lassen? Skandalprozesse führt man in Frankreich oder auch in Deutschland; bei uns ist man zu klug dazu!“

Der Hauptmann beherrschte sich wieder. Er setzte gemächlich eine neue Zigarre in Brand und sagte dann im ruhigen Tone:

„Verzeihung, Mylord, in mir empörte sich das Gerechtigkeitsgefühl, solange ich weiß, daß solches Bad unbestraft ist. Und denken Sie doch — er ward unwillkürlich wieder lebhafter — für dieses Gefindel trägt man drüben seine Haut zu Markte!“

Der Zeitungskönig schien den Einwand nicht zu beachten. Er wandte sich wieder seiner Tochter zu.

„Weißt du, wie lange der Colonel Urlaub hat?“

„Genau es hörte ich nicht. Doch sprach er davon, er werde morgen vormittag zum Kriegssamt fahren und darum nachsuchen, hier im Großen Generallstab beschäftigt zu werden, wenigstens so lange, bis sich die Erkrankung der Viscountess zum Guten oder zum Bösen entschieden hätte.“

Bei diesen Worten wurde Longford aufmerksam.

„Dann ist es nicht ausgeschlossen“, sagte er mit langsamer Betonung, „daß ich dem Viscount begegne. Ich habe nämlich ebenfalls die Absicht, morgen auf dem Kriegssamt vorzusprechen.“

Der Lord überflog die Gestalt des jungen Offiziers mit einem prüfenden Blick.

„Es war gewiß nicht Mangel an Anteilnahme, sondern nur die Besorgnis, für unbefugt neugierig und womöglich gar zudringlich angesehen zu werden, wenn ich mir nicht schon längst die Frage erlaubte, ob Sie vorläufig hier in London zu bleiben oder London nur als Durchgangsstation

für die Heimreise zu benutzen gedächten. Die Sie nun selbst das Thema berühren, scheint die Frage nach Ihren Zukunftsplänen nicht mehr verfrüht."

Auch Edith sah ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an. Der Hauptmann schob die Fingerspitzen gegeneinander und zuckte lässig die Achseln.

"Meine Zukunftspläne hängen natürlich von meinem Empfang im Kriegssamt ab. Ich bin wohl für den Frontdienst nicht mehr verwendbar; aber ich denke, daß man im Generallstab die Erfahrungen eines ehemaligen Frontoffiziers brauchen kann."

"Darum also die „mise en scène“, die Sie als ganz zufällig erklären wollen?!" Lord Southcliffe lachte. „Aber, ich bitte, bitte,“ fuhr er noch immer lachend fort, als er die abwehrende Geste des Offiziers bemerkte, „Sie haben ja vollkommen recht: Wer die Reklametrommel nicht rührt, der kommt nicht vorwärts im Leben. Es gibt kein Erlebnis, das einem nicht — richtig nutzbar gemacht — Vorteile brächte."

Ediths Augen hatten sich geweitet.

"Es freut mich aufrichtig, daß Sie also für längere Zeit hier zu bleiben beabsichtigen. Wenn Sie aber von mir, einer in amtlichen Dingen und nun gar in militärischen Angelegenheiten blutwenig erfahrenen Dame, einen Rat annehmen wollen — Longford verbeugte sich stumm —, so möchte ich Ihnen empfehlen, im Kriegssamt nicht unnötigerweise Ihres Aufenthalts in diesem Hause Erwähnung zu tun."

Der Zeitungskönig warf seiner Tochter einen entschieden mißbilligenden Blick zu. Longford entging dies nicht; trotzdem fragte er:

"Wie, Mylady, sollte es nicht gerade als Empfehlung dienen, daß sich dem Fremdling schon die gastlichen Pforten dieses vornehmen Hauses aufgetan?"

Edith lachte. „Mitte, keine Schmeicheleien!"

Und der Lord meinte bedächtig: „Nun, die Herren von der Regierung sind mir ein bißchen gram. Haben Sie meine gestrige Rede im Oberhause nicht gelesen?"

Longford blickte den alten Herrn fast schelmisch an:

"Sie selbst, Mylord, sind nicht ganz unschuldig daran, daß ich mir das Vergessen verjagen mußte. Denn gerade, als ich mich in aller Ausführlichkeit der Zeitung widmen wollte, stürzte Mister Atterley ins Abteil und überbrachte mir Ihre lebenswichtige Einladung."

"Also, um es kurz zu sagen, ich warf der Regierung den Fehdehandschuh hin. Ich stellte einmal einige unangenehme Tatsachen fest, vor allem, was die Mißwirtschaft im Heer betrifft. Die Frontoffiziere haben fünfzig Prozent Verluste und zweieinhalb Prozent Auszeichnungen treffen auf sie, während hinter der Front im Stab zweieinhalb vom Hundert Verluste zu buchen sind und zur gerechten Belohnung fünfzig vom Hundert Auszeichnungen. Und solcher Giftpillen habe ich den hochmögenden Herren eine ganze Anzahl versezt."

Der Offizier war über diese Eröffnung ehrlich erstaunt. „Ich bitte um Vergebung, Mylord, Sie lobten soeben die Regierung, weil sie eine Schande der Nation nicht offenbar werden ließ. Schädigen Sie aber nicht durch Ihre parlamentarische Tätigkeit die englische Sache weit mehr?"

"Es ist keine Schande für die Nation, wenn in ihrer Mitte Männer aufstehen, die eine vererbte Regierungspolitik bekämpfen. Im Gegenteil, das schafft uns Freunde in der ganzen Welt!"

"Ich verstehe nichts von Politik. Aber . . . Ihre Rede wird doch durch die Presse verbreitet. Ihre eigene Presse wird das ihrige tun. Man liest die Londoner Blätter vermutlich auch in Berlin und wird daraus vielleicht gewisse Schlüsse ziehen. . . meinen Sie nicht auch?"

Der Zeitungskönig runzelte die Stirn. „Welche Schlüsse wird man ziehen?"

"Nun, zunächst den eben erwähnten: daß es hier auch Andersdenkende gibt, Männer, die der Regierung feindselig gesinnt sind."

"Und sie glauben wirklich, daß ich meinem Vaterlande mehr nütze, wenn ich schweige, als wenn ich pflichtgemäß Nebelstände in der gesetzgebenden Körperschaft brandmarkte?"

"Ja, haben Sie denn Ihr Vaterland nicht?" entraun es Longford unwillkürlich.

"Ich gläube doch!" versetzte der alte Herr gelassen.

"Ist es dann neugierig, zu fragen, welche Gründe Sie bewegen, wenn Sie die Regierung bekämpfen?"

"Die Gründe, Herr Hauptmann, sind sehr einfach: Ich bin überzeugt, daß unsere Regierung ihre Unfähigkeit aufs

schändlichste erwiesen hat. Wir brauchen eine Regierung, die unter ganz anderen Voraussetzungen, von einem ganz anderen Staatsgedanken getragen, an ihre Riesenaufgabe herantritt."

Lord Southcliffe war warn geworden. Man sah ihm an: jetzt sprach er über sein Lieblingssthema. „Wir Engländer haben uns im Laufe der Jahrhunderte gewöhnt, im Staat nur den Vertragsschuldner zu sehen, sozusagen den Gewährleister des bestmöglichen Geschäfts für jeden einzelnen. Das soll der Staat auch sein; aber das darf er nicht ausschließlich sein. Und da unsere Regierung von allen diesen Dingen keine blasse Mynung hat, muß sie eben gehen, je früher, desto besser für uns alle."

"Ja, Mylord, ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß Sie durch diesen Kampf im Innern vielleicht das Land in den Abgrund des Verderbens, ins Bodenlose stürzen? Daß Sie vielleicht die ganze, mühsam durch Jahrhunderte aufgebaute britische Weltmachtstellung . . .?"

"Nun, da überschätzen Sie meine Kraft und unterschätzen vor allem die britische Machtstellung. Zu vernichten ist die britische Vormachtstellung nicht, weder in diesem Kriege noch in einem andern. Dazu steht der Untergrund denn doch auf zu festgefügtten Quadern."

"Aber wie soll England denn den Krieg gewinnen, wenn im Lande selbst die Gegnerschaft das Haupt erhebt?"

Der Lord lächelte wohlwollend über die aufgeregten Gesten des jungen Offiziers.

"Wo steht denn geschrieben, daß wir den Krieg gewinnen sollen? — Wir werden ihn nicht gewinnen!"

Der Hauptmann schnellte hoch. „Und ich versichere Ihnen, bei allem, was mir heilig ist: Wir werden den Krieg gewinnen!"

Es klang fast triumphierend, wie er das hinauschrte.

"Ich ehre Ihren Optimismus, junger Freund, versichere Ihnen aber meinerseits im Gegenteil, daß wir den Krieg schon deshalb nicht gewinnen werden, weil — wir ihn längst verloren haben!"

Einen Augenblick herrschte Schweigen im Zimmer.

Dann fragte Longford zaghaft: „Und warum schließen Sie, wenn Sie das schon wissen, nicht Frieden?"

"Ich Frieden schließen? Sie wenden sich an die falsche Adresse, Kapt'n!"

Longford zog die Brauen zusammen.

"Ich bitte um Vergebung: aus der Schilderung, die mir Herr Atterley heute morgen gab, mußte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß Mylord wohl die Macht in Händen hätten."

Lady Edith lachte, daß ihre Zähne blitzten.

"Ach, Atterley! Lassen Sie sich von dem halbverrückten Dichter keinen Vär aufbinden. Er übertreibt immer."

Der Zeitungskönig zog die Uhr und erhob sich.

"Und wenn ich statt achtzehn Zeitungen deren hundert zu Gebote hätte, so wäre mein Einfluß nicht größer, Kapt'n, als heute. Auch mir ist die unmittelbare Einwirkung auf die Entschlüsse der Regierung verjagt. Zu meinem Leidwesen muß ich aber jetzt das Gespräch abbrechen. Die Zeit ist schon etwas vorgeschritten und ich habe meinem Privatsekretär noch ein paar eilige Briefe zu diktieren. Ich sehe Sie dann also zum Diner und darf wohl danach auf das Vergnügen hoffen, Sie im „Army an Navy" einzuführen?"

Er reichte Longford die Rechte und mit dem ruhigsten Ton der Welt, als habe man nur vom Wetter und anderen gleichgültigen Dingen gesprochen, wünschte er: „Good afternoon!"

(Fortsetzung folgt.)

Kätschen.

Skizze von Georg Persich.

Auf einmal waren sie da — ein wenig Sonnenschein hatte genügt, sie hervorzuzaubern. Sie sahen an den kalten Zweigen wie silbern schimmernde Perlen, und es waren doch nur Kätschen.

Die Leute, die vorbeigingen, dachten bei ihrem Anblick an den Frühling, der ja nun bald kommen mußte und von dem die milden Tage schon einen Vorgeschmack gegeben hatten. Und sie hätten gern ein paar der Kätschen mit nach Hause genommen, aber es war streng verboten, in den öffentlichen Anlagen etwas anzurühren.

Der Mann, der abends in der Dunkelheit kam und die blühenden Zweige mit scharfem Messer abschnitt, wußte das auch, lehrte sich jedoch nicht daran.

Und am nächsten Tage hielt er sie auf der Straße feil, dort, wo der Verkehr am lebhaftesten war. Die frischen Kätschen lagen zusammen mit einigen künstlichen Blumen in einem Korbe und

haben schnell Käufer. Sie waren auch so häßlich anzusehen und so jämmerlich fühlten sie sich an.

Ein Herr wollte die letzten kaufen. Als er den Preis hörte, den der Händler infolge der Nachfrage immer mehr erhöht hatte, meinte er: „Das ist aber viel Geld für Käpchen!“

„Glauben Sie denn, daß ich sie gestohlen habe?“ lautete die grobe Antwort. „Ich habe sie auch teuer bezahlen müssen und verdienen nur wenige Pfennige daran.“

Da bezahlte der Herr den geforderten Preis, nahm seine Käpchen und ging.

„Mit allem wird man heute überverteilt,“ dachte er. „Diese wertlosen Dinge kosten nun auch schon ein schweres Geld. Warum? Böhrt sich die Natur, die sie hervorbringt, heute ihre Arbeit auch schon entfohnen oder macht es mehr Mühe, die Zweige abzubrechen oder abzuschneiden als früher? oder aus welchem Grunde sonst?“

Es war ein Gelehrter, ein Mann der exakten Wissenschaft, der sich über Ursache und Wirkung eines jeden Vorgangs klar zu werden suchte. Und er schrak aus tiefem Nachdenken auf, als ihn ein Bekannter anrief: „Guten Tag, Herr Professor!“

Der ihn begrüßte, war ein reicher Fabrikant, dessen Gastfreundschaft er schon wiederholt genossen hatte.

Man wechselte einige Worte. „Ich bin gegenwärtig dermaßen beschäftigt,“ erzählte der Fabrikant, „daß ich darüber sogar den Geburtstag meiner Frau, der heute ist, vergessen habe. Nun bin ich auf der Suche nach einem passenden Geschenk.“

„Darf ich Sie bitten, Ihrer Frau Gemahlin auch meine Glückwünsche zu übermitteln?“ sagte der Professor. „Und falls dies beschwerliche Angebinde auf Gnade rechnen dürfte —?“ er blinzelte lächelnd auf die Käpchen in seiner Hand — „es wäre zugleich ein erster Frühlingssgruß.“

„Meine Frau wird sich ungemein darüber freuen,“ erwiderte der Fabrikant. „Sie ist ja eine so große Naturfreundin. Vielen Dank für die künigge Aufmerksamkeit, Herr Professor!“

Aber als er eine Viertelstunde später in einem Juwelierladen stand und für seine Gattin einen kostbaren Schmud auswählte, legte er die Käpchen achsellos beiseite, und als er den Laden verließ, blieben sie liegen und er erinnerte sich auch nachher nicht mehr daran.

Und andere Käufer, die Damen, nahmen auch keine Notiz davon. Erst die schöne und gefeierte Primadonna vom Stadttheater, eine der besten Soubodinnen, die für eine neue Rolle eine neue Halskette brauchte, schenkte ihnen Beachtung.

„Wem gehören diese allerliebsten Käpchen?“ fragte sie. „Sie sind herrenloses Gut, gnädiges Fräulein.“

„Dann darf ich mich wohl daran bereichern?“ meinte sie und griff nach den Käpchen. „Sie sehen ja fast aus wie Perlen. Ach, wenn man solche Perlen hätte!“

„In dieser Größe würden sie Rothschilds Vermögen kosten!“ antwortete der Juwelier lachend.

Und das werde ich mir nicht mehr zusammenzingen!“ seufzte die Künstlerin.

Als sie wieder in ihrem Droschkenauto saß, überlegte sie aber ernstlich, ob sie den Galspielantrag, den man ihr für den Sommer gemacht hatte, nicht doch unterschreiben sollte. Sie opferte damit ihre Erholungszeit, verdiente aber eine große Summe.

Und sie war entschlossen, den Kontrakt anzunehmen, als sie am Ziel ihrer Fahrt angelangt war.

Ein junger Offizier wufkte das leere Auto heran. Er war auf Urlaub, mußte bald wieder ins Feld und wollte noch mehrere Abschiedsbesuche abstaten.

Was lag denn da auf dem Polster? Käpchen!

Der Wagen hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt, und jagte durch die langen Straßen.

Käpchen, wahrhaftig! Heimatlische Käpchen!

In die Heimat und an den Frühling hatten sie ihn auch gemahnt — vor einem Jahre, als er sie in solcher Menge sah — in Feindesland.

Unter den blühenden Weiden hatte er mit seiner Mannschaft gelegen und den feindlichen Angriff abgewehrt. Ein Kugeltregen prasselte in die Büsche, schlug die Käpchen herunter, schlug in Menschenleiber.

Als es dann zum Handgemenge kam, färbten sich die silbergrauen Blüten rot. Auch mit seinem Blut. Stundenlang lag er nach dem Kampf unter einer Weide, unfähig sich zu bewegen, und glaubte sterben zu müssen.

Nun, er lebte noch, und hatte die Heimat wiedergesehen und würde auch noch manden Frühling wiedergesehen. Die Käpchen waren ihm ein freundliches Schicksalszeichen.

Er nahm das kleinste Zweiglein und steckte es in das Knopfbuch seines Mantels. —

Der Herr Notar, der nach dem Beutnant das Auto benutzte, um sich zu einem wichtigen Termin nach dem Gericht fahren zu lassen, blätterte rasch noch einmal seine Akten durch. Er bemerkte die Käpchen auf dem Sitzpolster nicht eher, als bis er aussteigen wollte.

„Sie sollten Ihren Wagen sauberer halten!“ tabelte er den Kutscher und gab ihm kein Trübsel.

„Was ist damit?“

„Sehen Sie doch, was drin herumliegt!“ Er schob seine Mantelmappe unter den Kent und schritt in das Gerichtsgebäude.

Der Kutscher kletterte brummend vom Bod und blinzelte in das Innere des Wagens.

Ein in der Nähe stehender Schutzmann trat heran.

„Was wollte denn der Herr?“ erkundigte er sich. „Er machte ja solch unzufriedenes Gesicht.“

„Das nennt er unsauber!“ sagte der Kutscher. „Die paar Käpchen, die wahrscheinlich ein anderer Fahrgast vergessen hat.“

Und er nahm die Zweige und warf sie ärgerlich auf die Straße.

„Käpchen?“ Der Schutzmann hob die Augenbrauen. „Man hat die Sträucher in den Anlagen geplündert. Wenn wir nur den Täter hätten!“

„Ich war's nicht,“ meinte der Kutscher, „und die ich heute gefahren habe, werden's auch nicht gewesen sein. Lauter seine Herrschaften!“

Ein kleines Mädchen, das in der Nähe Kreisel gespielt hatte und nun müde nach Hause wollte, sammelte die Käpchen auf. Es war etwas Neues zum Spielen.

Großmutter saß in ihrem Stübchen am Fenster und freute sich der Sonne, die wieder hinter den Wolken hervorgekommen war und sie wärmte.

Die Entlein legte ihr die Käpchen in den Schoß.

„Willst du sie haben, Großmutter?“

„Käpchen!“ sagte die Alte und ihre weißen Finger glitten lieblos darüber hin. Dann streichelte sie den blonden Scheitel der Kleinen und flüsterte, voll Dank in die liebe, leuchtende Sonne hinein: „Es wird immer wieder Frühling! Immer wieder!“

Der Unzulängliche.

Von Egid von Fillek.
(Nachdruck verboten.)

Es war ganz und gar nichts Interessantes an ihm. Er unterschied sich in keiner Art von jenen, deren zwölf ein Duzend machen. Nach glatter Fahrt durch die seichten Gewässer der Mittel- und Hochschulbildung hatte er seinen Doktor gemacht und war am Strande der bürgerlichen Beamtenversorgung gelandet, um dort mit der übrigen Herde das kurze Gras abzufressen. Niemand war er beirathen oder von irgend etwas begeistert gewesen; er hatte nie Laternen ausgelöscht, aber auch niemals ein Licht entzündet, weder in sich noch in anderen. Mit dreißig Jahren heiratete er ein Mädchen seiner Klasse und hatte mit ihr zwei völlig normale Kinder, einen Knaben und ein Mädchen.

Doch gab es selten Stunden, in denen er sich seiner Unpersönlichkeit gleichsam im Dämmerzustand bewußt ward. Das geschah etwa dann, wenn er ersuchte, daß einem seiner Kameraden — Freunde hatte er nie besessen — aus der Studenzeit irgendein Erfolg zuteil geworden war. Dann konnte er tagelang mit gesenktem Kopf herumgehen und grübeln: wie kam das? Der lange Gerhardt, der mit knapper Not durch die Reifeprüfung gekommen war, sollte in einem Prozeß als Verteidiger so ausgezeichnet gesprochen haben? Spund, der verbummelte Bierkönig, hatte ein Buch geschrieben, das alle Zeitungen lobten? Und ein heißes Verlangen flammte in ihm auf, irgend etwas zu leisten, etwas Sieghaftes und Großes; in seinen Träumen erschien ihm das ebenso leicht als beglückend. — O, wenn er nur ernsthaft wollte — was Gerhardt konnte und die andern, das konnte er auch!

Aber ehe noch das Große und Sieghafte klare Gestalt gewann, sanken die Flügel seines Willens matt herunter. Er tröstete sich: war die emtze, alltägliche Berufsarbeit nicht ebenso wertvoll für das große Ganze, als irgendeine bedeutende Einzelleistung?

Und mit dieser Sophistik betäubte er sein Gewissen auch dann noch, als die Donnerstimmen des Krieges in Millionen Menschen alle Kräfte des Leibes und der Seele wachriefen. Längst standen die meisten seiner Schulkameraden in militärischem Dienst. Dann kamen die Musterungen der ungedienten. Seine kleine, geduldige Frau zitterte vor unbestimmter Angst; der Hub jubelte: „Hurra, Frau wird Soldat, ein richtiger Soldat mit Säbel und Uniform!“ Bei der Untersuchung gab er ein Hörverliches Gebrechen an, das sich schwer feststellen ließ. Engbrüstig und schwächlich wie er war, wurde er nach einigem Hin und Her zum Dienst mit der Waffe untauglich erklärt. War er feig? Manchmal nannte er sich so. Aber noch härter band ihn die Fessel der Gewohnheit, die Furcht vor dem Neuen, Unbekannten, Verdräselichen. Man sitzt nicht ungestraft zehn Jahre in einem Bureau.

Im dritten Kriegssommer traf er einmal seine Kollegen Spund und Gerhardt in Uniform auf der Ringstraße. Der Rechtsanwalt trug den Arm in der Binde; Spund verbrachte einen kurzen Urlaub in Wien. Man erneuerte die alte Kameradschaft und besuchte abends zu dritt eine der lieben alten Kneipen aus der Studenzeit.

Der starke, feurige Wein zog die Dillen von ihrer Seele.

Der Rechtsanwalt erzählte, mit leiser, verschleierter Stimme, als scheue er sich vor dem eigenen Wort, wie er bisher mit seinen fünfundsiebzig Jahren die Welt gleichsam durch das Fenster eines Kaffeehauses betrachtet und nun mitten hineingeworfen sei in das bunte Treiben von unendlich verschiedenen Menschen. Nie hätte er geglaubt, daß so viel unverbrauchte Kraft in seinem Körper aufgespeichert war, in diesem weichen, verwöhnten, überflüssig verfeinerten Leib des kultivierten Friedensmenschen, der

aus der Bequemlichkeit einen Obendienst gemacht hat. Das köstliche Gefühl tiefen Schlafes nach furchtbaren Strapazen, die unendliche Wärme eines warmen Raumes nach stundenlangem Frieren, die schlachten Beweise von Gutmütigkeit und Herzengüte einfacher Menschen aus dem Volk: das alles war ihm unvergeßliches Erlebnis. Wie anders sagte er jetzt seinen Beruf an, seit er so tiefe Blicke in Menschenseelen getan, unendlich mehr gelernt hat, als in Ketten und gelehrten Büchern stand.

Und dann sprach der Dichter.

„Ja, das ist's: leben haben wir gelernt. Oh, diese bitterkalten Märkte unter freiem Himmel, voll tiefer, schweigender, fernen- und ferner Einsamkeit, bedeckt mit der schwarzeisenen Himmelstende, deren Rand vom fernen Feuersehen brennender Dörfer zer- rissen ist. . . . In verlassenem Schloßern von polnischen Adligen haben wir gehaust, zwischen vergoldeten Stühlen, kostbaren Bil- dern und orientalischen Teppichen, und beim nächsten Morgen- grauen ging's hinaus in die Dede der Sümpfe und des Urwaldes, vielleicht in den Tod. — Wie arm und matt ist alle unsere Schrei- bekunst diesen Wirklichkeiten gegenüber! Aber wenn ich später, nach Jahren, wieder in Ruhe arbeiten darf an einem großen Werk — der Nachklang dieses starken Erlebens wird darin zittern. Die Ein- samkeit des Urwaldes wird darin sein und der Glanz fürstlicher Schloßler und die Gefahr nächstlicher Schicksale zwischen Tod und Leben.“

Der Dasein-gelebene schwieg. In seiner Seele regte sich etwas wie leise Scham.

„Und habt Ihr niemals das empfunden, was man so im all- gemeinen Furcht nennt — oder Todesangst — wie?“

Sie grübelten nach. — Ja — vielleicht auf der Fahrt zur Front — oder wenn man mitten in der Nacht erwachte — oder wenn man an die Menschen der Heimat dachte, die einem nahe standen. Aber seit sie zum ersten Male im Feuer gewesen, war diese Empfindung ausgelöscht. Nur eine ungeheure Erregung der Nerven war geblieben, eine große Neugier: was wird morgen, übermorgen, in drei Wochen mit uns geschehen?

Das konnte er nicht begreifen.

Eines Tages war er wieder allein. Der Rechtsanwält besuchte Verwandte in der Provinz. Der Dichter stand im Trommel- feuer an der Front.

Nein, es war nicht mehr zu ertragen, dieses eintönige Leben im Durem, dieses Dasein einer toten Schraube im Mechanismus des Staates. Nach vielen schwingvollen Monologen, mit halb- lauter Stimme auf einsamen Spaziergängen gemurmelt, voll der stärksten Worte und Gebärden, ging er zu seinem Amtsvorstand und kündigte die Wilscht an, sich zu irgendeiner Kriegsteilnahme zu melden.

Der Vorstand lächelte in sich hinein.

„Ihr Ehrgeiz kommt etwas spät, Herr Doktor. Heute kann ich Sie nicht mehr ziehen lassen. Sie wissen doch: der große Mangel an geschulten Kräften. . . . Hier ist Ihr Platz.“

Und als der andere hartnäckig schwieg, sagte er:

„Fragen Sie immerhin am Kriegsministerium an. Leicht wird es Ihnen nicht werden. Es wird einen Kampf um Sie zwischen Zivil- und Militärbehörde geben wie einst um den Leichnam des Patroklos.“

Als er gegangen war, lächelte das Auge, müde Haltengesicht des hohen Beamten noch immer. Er schüttelte den Kopf in die Hand und schloß die Augen. Da saßen Bilder vor ihm auf wie damals, vor dreißig Jahren, als er Maler werden wollte, Felsenburgen, schwarz-grüne Gaine, Landschaften voll Sonne und blauer, leuch- tender Meerwellen, so verklärt und schön, wie man sie eben nur träumen kann. Auch das leuchtende Bild der Zukunft war ein Traum gewesen. Er hatte doch nicht das Zeug zum großen Künst- ler. Wie gut, daß er es noch zur rechten Zeit erkannt.

Da war es wieder, das bittere Weh der Unzulänglichen. Das Reiben und Zerren an den Ketten des Alltags. Und im rochten Augenblick fehlt der Mut. Der Mut zur Tat. Und der Schluß ist immer wieder die Resignation, das herbe Trostwort: Pflicht.

Nach drei Wochen fragte er:

„Nun, haben Sie es durchgeseht?“

Der Doktor wich seinem Blick aus:

„Mein Gott, man hat mir so große Schwierigkeiten ge- macht. Und ich glaube im Grunde, daß ich der Allgemeinheit besser dienen kann, wenn ich hier bleibe. Schließlich hat man Frau und Kinder.“

Freilich, freilich.

Und er ging auf seinen Platz zurück und vergrub sich in die Akten. Das spöttische Lächeln des Chefs sah er nicht mehr. . . .

Seit jenem Tag war das ungeheure Weltereignis für ihn er- lebigt. Er schloß die Pforten seiner Seele zu und ließ nichts her- ein, was sich darauf bezog.

Er sah in seiner kleinen Welt wie einer, der von dem ans Ufer gefesselten Kahn aus die Wellen des großen Stromes an sich vorüberziehen sieht, zu schwach oder zu träge, die Ketten zu lösen und mit kräftigem Ruderschlag das Schiff zu treiben, an Klippen, Sandbänken und Gefahr, an der heiteren Schönheit blühender Ufer vorüber, mitten zwischen Sonnenglanz und dunklen, finsternen Tiefen.

Und so wird er noch immer sitzen und sich dumpf und matt nach dem großen Erlebnis sehnen, das nur aus der eigenen Brust steigen kann, auch dann noch, wenn uns endlich wieder die Sonne scheinen und das Grausen dieser letzten Jahre im Nebel der Be- gangenheit versinken wird wie eine ferne Küste, während ringsum neue Menschen mit neuen Kräften des Leibes und der Seele das tausendjährige Reich der Kultur aus seinen Trümmern neu auf- richten.

Er aber wird nicht zu ihnen gehören; denn er ist einer von den Unzulänglichen, zahllos wie der Sand am Meere, hin und her geworfen von den Wellen des Trostes und — der Angst.

Ein Unzulänglicher

Büchertisch.

— Ernährung und Nahrungsmittel. Von N. Junp. 3. Auflage (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 19). Leipzig 1918. G. B. Teubner. 136 Seiten geb. 1.50 M. — Die dritte jetzt erschienene Auflage des vorliegenden Büchleins ist im Hinblick auf die Ernährungsprobleme, die die Kriegszeit aufgeworfen hat, vollkommen umgearbeitet. Daher ist namentlich die Frage nach dem Eiweißminimum, das wir brauchen, und nach dem Erjas einer Art von Nahrungsmitteln, durch eine andere sehr eingehend be- sprochen. Die ersten Kapitel behandeln mehr theoretische Fragen, wie namentlich die Methodik der Stoffwechseluntersuchung, die folgenden aber praktisch wichtige Probleme, die Zubereitung der Speisen in ihrem Einfluß auf ihre Verdaulichkeit, den Nährstoff- gehalt der wichtigsten Nahrungsmittel und den Wert richtiger Zusammensetzung der gereichten Nahrung. In den verschiedensten Stellen sind eine Anzahl praktisch wichtiger Winke gegeben, so über den immer noch nicht ausreichend gewürdigten Wert einer ausgiebigen Zerkleinerung der gemauerten Speisen, über Diätetik des Obstgenusses, über die Bedeutung der Gewürze. Eine Anzahl Tabellen über die wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel schließt das Buch. Es sei allen, die sich über die Ernährungs- frage informieren wollen, warm empfohlen.

— Das Büchlein vom frohgemuten Invaliden. Ernites und Heiteres, Dokumente, Kuriosa und Anekdoten aus dem Leben der Kriegs- und Friedensinvaliden. Gesammelt und heraus- gegeben von E. W. Trojan. Verlag J. S. G. Poetz u. Mändel Straßburg 1918. Preis 80 Pfennig.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Graupenkloß. Man läßt die über Nacht eingeweichten Graupen mit Wasser und Salz ansetzen und in der Kochzeit lang- sam gardsintzen, was tags zuvor geschehen kann. Die Graupen müssen weich sein und dürfen keine Flüssigkeit mehr haben. Wenn die Graupenmasse kalt geworden ist, mischt man etwas in Fett geickmorte Zwiebel, Salz, Majoran- oder Thymiankraut, wenn man es ermöglichen kann, ein Ei dazu, füllt den festen Teig in eine mit Fett ausgestrichene Kastenform und läßt den Kloß eine gute Stunde baden oder in einer Baddingsform im Wasserbade kochen.

Braune Tunke zum Graupenkloß. Man läßt Mehl in Fett dunkel werden, fügt etwas Wasser, Salz und Essig dazu. Wenn man will, kleingeschnittene Senf- oder Sauergurken.

Kalter Rhabarber-Flammeri. Die Rhabarberstücke werden mit Wasser und etwas doppeltkohlensaurem Natron (eine kleine Messerspitze voll) weichgekocht. Dann rührt man die Brähe durch ein Sieb, süßt sie und verkostet sie mit etwas Grief oder Sago zu einem Flammeri. Auf ein Liter Flüssigkeit rechnet man ungefähr 135—150 Gramm Sago oder 100 Gramm Sago- mehl oder Grief. Wenn man bemerkt, daß die Speise zu dick wird, kann man sie mit etwas von dem zurückbehaltenen heißen Rhabarbersaft verdsimmen.

Schieberä sel.

Tabellen
Dünaburg
Forellen
Marktkorb
Belagerung
Bulgarien

Vorstehende Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung, so untereinanderzusehen, das zwei senkrechte Buchstabenreihen einen vielbedrängten Staat und ein in der Politik oft genanntes Gebirge bezeichnen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Telegraphenrätsels in voriger Nummer: Wolga, Karte, Seine, Dant, Woche, Ateid, Nest, Arten. Worte sind noch keine Laten.